

Leseprobe:

Rainer Bucher

Priester des Volkes Gottes

Gefährdungen
Grundlagen
Perspektiven

echter

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9

Gefährdungen

I. Klerikalismus als pastorale Handlungsform ...	23
1. Historische und psychologische Annäherungen	23
2. Klerikalismus als pastorale Handlungsform ..	29
3. Abgleichungen	38
4. Klerikalismus heute	46
II. Sexualisierte Gewalt. Eine Niederlage Gottes .	52
1. Religion, Sexualität und Macht	52
2. Eine Niederlage Gottes in seiner Kirche	54
3. Was ansteht	58
III. Prekäre Existenz	60
1. Burnout-Gefährdungen	60
2. Das Pfarrhaus: Welches Leben in alten Räumen?	67

Grundlagen

IV. Gaudium et spes und die Krisen der Kirche ...	77
1. Die Probleme der Kirche	77
2. Die neuen Zuordnungen von Gaudium et spes	81
3. Die bleibende Notwendigkeit	85
4. Verschenkt?	87

V. Was sind und wozu brauchen wir Priester?	
Laien und Kleriker vor und nach dem Konzil	89
1. Eine charmante Antwort	89
2. Skizzen aus der neueren Kirchengeschichte .	92
3. Laien und Priester im Volk Gottes	100

Perspektiven

VI. Pastorale Professionalität in der Transformationskrise der Kirche	107
1. Die Entwicklung	107
2. Ambivalenzen	108
3. Pastoral und Professionalisierung	110
4. Pastorale Kompetenzen	113

VII. Priester des Volkes Gottes. Zur Zukunft der priesterlichen Lebensform	121
1. Das Anerkennungsdefizit	121
2. Strukturen der Anerkennung	122
3. Es gibt kein Zurück	130
4. Eine Schlussbetrachtung	132

Anmerkungen	139
Veröffentlichungsnachweise	153

Vorwort

Das katholische Weihepriestertum hat mehr Phantasie und Kreativität verdient, als gegenwärtig in seine Weiterentwicklung investiert wird.

Die hier gesammelten Überlegungen analysieren kritisch Probleme priesterlicher Existenz im Kontext der krisenhaften Transformationssituation der katholischen Kirche in unseren Breiten. Sie plädieren für eine kirchenrechtliche und institutionelle Deregulierung des priesterlichen Amtes, seine gnadentheologische Zentrierung und für eine viel größere Freiheit des Volkes Gottes, das konkrete Miteinander vor Ort charismenorientiert selbst zu regeln. Erhofft wird die Chance der Entwicklung einer aufgabenadäquaten, attraktiven und flexiblen Vollzugsgestalt des katholischen Weihepriestertums.

Zugegeben: Nach all dem schaut es gegenwärtig nicht aus. Es dominieren defensive Selbstvergewisserungsdiskurse und ihnen entsprechende Identitätsstrategien. Die realen Lebenslagen von Priestern werden innerkirchlich kaum wirklich wahrgenommen und schon gar nicht offen thematisiert. Man wird auf die Folgen hinweisen müssen, die solch eine defensive Haltung aller Voraussicht nach haben wird: mangelnde Attraktivität und Anerkennung des priesterlichen Weges, Verharren im Appell statt ehrlicher Analyse, Verlust kreativer Phantasie, weitere Demotivation und fortschreitender Verlust priesterlicher Autorität.

Die hier gesammelten Überlegungen wurden in den letzten Jahren – zum Teil im Kontext von Priesterfortbildungen – entwickelt und teilweise bereits veröffentlicht. Für die Wiederveröffentlichung wurden sie überarbeitet.

Ergänzend sei auf die Publikation R. Bucher/J. Pock (Hrsg.), *Klerus und Pastoral*, Wien 2010, verwiesen. Dort finden sich Überlegungen des Autors zum Begriff der »Geistlichen Vaterschaft« (155–171) und gemeinsam mit Bernhard Körner entwickelte Vorschläge zur Reform der Priesterausbildung (151–154).

Heribert Handwerk, dem Lektor des Echter Verlags, danke ich herzlich für sorgfältige Lektüre und hilfreiche Anregungen.

Ich widme dieses Buch meinem Bruder Alexius J. Bucher zu seinem 45-jährigen Priesterjubiläum.

Rainer Bucher

Juni 2010

Einleitung

I.

In einer offenen Gesellschaft kommt es nicht so sehr darauf an, wie man sich selber versteht, als darauf, wie man von anderen wahrgenommen wird.¹ Entscheidend ist damit, wie das eigene Selbstverständnis, das eigene Handeln und die Fremdwahrnehmung zusammenspielen und welche Wirkungen dieses Zusammenspiel entfaltet.²

Das markiert einen epochalen Machtwechsel gegenüber jenen Zeiten, als die katholische Kirche ihre Fremdwahrnehmung steuern und sich so vor kritischen Rückmeldungen weitgehend abschirmen konnte. Niemanden trifft dieser Machtwechsel härter als die Priester. Sind Frauen in der katholischen Kirche die vom Weiheamt ausgeschlossenen tendenziellen Gewinner der Entwicklung,³ so Priester die mit dem Weiheamt ausgezeichneten tendenziellen Verlierer. Es stimmt: Die »Kirche – als Bewegung wie als Organisation – hat gegenwärtig keinen Brückenkopf, der so schutzlos in die religiösen Umbrüche der Gegenwart hineingehalten wird, wie den Weltpriester.«⁴

II.

Priester sind in der katholischen Kirche theologisch wie rechtlich hoch privilegiert. Doch ihre konkrete Berufsrolle rutscht nach dem Zusammenbruch der ehemals so eindrucksvollen kirchlichen Machtkathedralen zunehmend in ein strukturelles Anerkennungsdefizit.

Priesterliche Existenz spielt sich in den entwickelten Gesellschaften des Westens nicht mehr in einem unbefragten Innen, in einem selbstverständlichen Plausibilitätsraum ab. Die

Kirche ist nicht einmal mehr im eigenen Binnenraum alleinige Deutungsinstanz von Welt, kann in einer durchmoder- nisierten Gesellschaft keine abgeschottete, traditional, also selbstverständlich geprägte Lebenswelt mehr errichten. De- ren zentrales personales Strukturelement aber war die pries- terliche Hierarchie. Die Strategie, die Stabilität der Kirche durch den Aufbau eines mehr oder weniger geschlossenen, um die Priesterschaft zentrierten Großmilieus innerhalb der modernen Gesellschaft zu sichern, ist plötzlich selbst be- standsbedrohend geworden, nicht zuletzt für das zentrale personale Element dieser Strategie, die Priester.

Der Priester, streng zur Einhaltung einer spezifischen Stan- desethik angehalten, die den Verzicht auf Ehe und Fami- lie, aber auch Eigenschaften wie persönliche Frömmigkeit, Demut, Gehorsam und diskrete Führungsqualität fordert, bekam dafür früher auch einiges: Status und Macht, Anse- hen und Heimat und auch eine Erwählungsprädikation. Mit einem Wort: Er bekam Anerkennung.

Wenn nun aber die Mauern jenes Milieus wegbrechen, in dem dies galt, muss man sich im freien Feld konkurrieren- der Geltungsansprüche und Biografiemodelle behaupten. Gerade darauf aber waren Theorie wie Praxis des katholi- schen Weihepriestertums nicht eingerichtet. Nicht Selbst- behauptung im freien gesellschaftlichen Feld, sondern Bin- nenstabilisierung durch Abgrenzung von der liberalen Gesellschaft war die Organisationsidee der kirchlichen Hierarchie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

III.

Der Übergang in die nach-konstantinische Ära und Ver- fassung der Kirchengeschichte lastet ohne Zweifel den Priestern enormen Transformationsstress auf. So schlagen

Priestern aus dem Volk Gottes ganz unterschiedliche Erwartungen entgegen: zum einen die noch vor- oder schon wieder postmoderne Erwartung, sakral legitimierter Heilsvermittler zu sein, dann die Forderungen ihrer mittlerweile new-public-management-geübten Vorgesetzten, als erfolgreiche Vor-Ort-Manager der Kirche zu agieren, und schließlich die Hoffnungen von Gläubigen und selbst von Nichtgläubigen auf religiös-therapeutische Lebensbegleitung.

Die kirchenrechtliche Letztzuständigkeitsklausel bürdet dem Priester dabei die Verantwortung für all dies auf. Im Unterschied zur Epoche der Pius-Päpste von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts besitzt er aber keine entsprechenden Einflussmöglichkeiten und Machtmittel mehr, dieser Verantwortung zu genügen. Denn auf dem Markt gerät man unter den Zustimmungsvorbehalt der notorisch unberechenbaren Marktteilnehmer, und als solche verhalten sich seit einiger Zeit immer mehr Kirchenmitglieder, mittlerweile die weit überwiegende Mehrheit.⁵ Der Priester bezieht in den Augen der meisten Gläubigen seine Autorität eben nicht mehr zuerst aus seiner sakramental-hierarchischen Stellung, sondern aus seiner pastoral-professionellen Kompetenz. Das aber bedeutet: Die im katholischen Weihepriestertum spätestens seit dem Konzil von Trient repräsentierte Kopplung von Sakramentalität und Macht, welche das Weihepriestertum in der Pianschen Epoche des sich bildenden bürgerlichen Staates rettete, ist heute zum Problem geworden.

Es gibt in der Kirche »eine jurisdiktionelle Ordnung und eine sakramentale Ordnung. Die jurisdiktionelle Ordnung ist standespolitisch bestimmt. Sie ist eine Standesordnung.« Diese aber, so Elmar Klinger, »hat ihre Transparenz und

Allgemeingültigkeit eingebüßt. Das Standesbewusstsein trägt wenig aus und geht fast überall verloren«. Das Verhältnis von Jurisdiktion und Sakramentalität aber hat »eine Geschichte und wurde in ihr sehr unterschiedlich gefasst«. ⁷ Diese Geschichte ist nicht geschlossen, sondern offen.

Es ist daran zu erinnern, dass die »Stellung des Priesters ... durch seine Aufgaben und seinen Auftrag zu bestimmen (ist). Ein Status legitimiert sich aus seinem Zweck, nicht der Zweck aus seinem Status.« Der Priester »ist die Person, in der Kirche ihre Eigenständigkeit und Eigenverwaltung vor Ort behauptet – ... in einem religiösen Sinn – auf sakramentaler Ebene«. ⁸

Letzteres hat konkrete strukturelle Konsequenzen. »Ein sakramentales Konzept hat die Vorrangstellung des Untergeordneten und die Unterordnung des Vorrangigen zu betonen. Es hat grundsätzlich missionarischen Charakter und somit apostolische Qualität.« ⁹ Auf dieser Basis scheint es notwendig, die Geschichte des Verhältnisses von Jurisdiktion und Sakramentalität kreativ, aufgaben- und situationsbezogen weiterzuschreiben. Denn es kann nicht so weitergehen wie bisher.

IV.

Zwei mit dem katholischen Weihepriestertum in der gegenwärtigen Diskussion eng verbundene und höchst strittige Themenbereiche werden in diesem Buch eher implizit thematisiert: die Zulassungsbedingungen zum Weihepriestertum und die fundamentalen Veränderungen in der konkreten Aufgabenbeschreibung der Pfarrpriester auf Grund der Bildung immer größerer Seelsorgebereiche oder wie immer man den faktischen Abschied von Konzept und

Realität der »überschaubaren« Gemeinde auch nennen mag.

Die Zulassungsbedingungen zum Priesteramt haben mit diesem selbst theologisch gesehen nichts zu tun. Im Falle des Zölibats ist dies unumstritten, schließlich galt er, wie wohl bald schon propagiert, lange Jahrhunderte nicht, und gilt er selbst im katholischen Bereich auch heute nicht überall, so nicht bei den unierten Ostkirchen. Aktuell stellen ihn gar lang gediente Bischöfe in Frage.¹⁰

Komplizierter scheint es im Falle der Frauenordination zu sein. Schließlich betont Johannes Paul II. in seinem Schreiben »Ordinatio sacerdotalis«, dass es sich beim Verbot der Frauenordination nicht nur um eine Angelegenheit von »disziplinärer Bedeutung«¹¹ handle, es vielmehr »die göttliche Verfassung der Kirche selbst«¹² berühre, wenn er als Papst »kraft seines Amtes« erkläre, »dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen endgültig an diese Entscheidung zu halten haben«.¹³ In der klassischen Formulierung von »Inter insigniores« aus dem Jahr 1976 heißt das dann: »Die Kirche hält sich aus Treue zum Vorbild ihres Herren nicht dazu berechtigt, die Frauen zur Priesterweihe zuzulassen«.¹⁴

Jenseits der höchst umstrittenen exegetischen¹⁵ und systematisch-theologischen Stichhaltigkeit¹⁶ der für die Position vorgebrachten Argumente und jenseits auch der unbestreitbaren Tatsache, dass, wie Elmar Klinger scharfsinnig bemerkte, mit »der Feststellung, dass sich die Kirche nicht für berechtigt hält, ... mitnichten die Frage beantwortet (ist), ob sie nicht entgegen ihrer Einschätzung in Wahrheit berechtigt ist«¹⁷, ist festzuhalten: Hier hat die höchste jurisdiktionelle und lehramtliche Instanz der katholischen

Kirche verbindlich, wenn auch nicht mit allerhöchster Verbindlichkeit,¹⁸ entschieden, dass es nichts zu entscheiden, ja letztlich sogar nichts zu diskutieren gebe.

Natürlich hat das kirchliche Leitungsamt das Recht und die Macht, so zu dekretieren. Aber es gilt auch: Wer, wie im Falle des Zölibats, nicht entscheidet, obwohl er ohne Zweifel auch anders entscheiden könnte, oder, wie im Falle der Frauenordination, entscheidet, dass er nichts entscheiden kann, hat die Verantwortung an sich gezogen und voll, ganz und alleine übernommen. Er hat damit zudem die theologische Diskussion in die Irrelevanz gedrückt. Sie wurde ausdrücklich für unzulässig erklärt im Falle der Frauenordination, sie wird unbeachtet gelassen beim Zölibat.

Wer aber die Verantwortung und die Entscheidungen derart an sich gezogen hat, muss sie auch tragen: vor den Menschen und vor Gott. Wer die Berufung zum Priestertum auf unverheiratete (studierte) Männer einschränkt, muss die vielfältigen Folgen dieser Entscheidungen sich zurechnen lassen. Deren schwerwiegendste wird wohl nicht einmal der wegen Priestermangel notwendige Umbau der pastoralen Basisorganisation sein als vielmehr die zuerst schleichende, dann sich aber irgendwann rapide beschleunigende Exkulturation aus einer Gesellschaft, die den lange gültigen paradoxen Kanon »gleiche Würde für alle, aber ungleiche Rechte für Frauen« endlich, endgültig und Gott sei Dank hinter sich gelassen hat.¹⁹

V.

Der sich dramatisch zuspitzende Priestermangel führt gegenwärtig in den deutschsprachigen Diözesen zu pastoralplanerischen Antwortversuchen, die eines gemeinsam haben: Sie lösen das klassische Normalbild einer um den

Pfarrpriester gescharten, überschaubaren, einander verbundenen und kommunikativ verdichteten Glaubensgemeinschaft auf.²⁰ Der Pfarrpriester wird zunehmend wieder zu dem, was er schon in der Spätantike war: zum Kleinbischof einer ganzen Anzahl von Pfarreien mit primärer Sakramentenspendefunktion und oberster, in vielen Bereichen eher formaler Leitungsgewalt.

Unter den gegenwärtigen kirchenrechtlichen Bedingungen können die Pastoralämter auch gar nicht anders. Wenn in einer hierarchischen Organisation immer weniger zu Leitungssämtern zugelassenes Personal zur Verfügung steht, dann muss es auf einer höheren Organisationsebene des kirchlichen Stellenkegels angesiedelt werden.

Viele Pastoralämter spüren in dieser Lage schmerzlich den Mangel an tatsächlich leitungskompetenten Priestern. Viele Priester aber erleben diesen Prozess noch schmerzlicher als radikalen Wandel ihrer Berufsrolle weg von der unmittelbaren face-to-face-Seelsorge hin zu Verwaltung, Leitung und sakramentaler »Versorgung« im Großraum. Sie spüren bereits jetzt und fürchten für die Zukunft noch mehr Arbeitsüberlastung, vor allem aber fürchten sie, den Kontakt zu den Gläubigen zu verlieren. Diese Befürchtungen sind nur zu verständlich und sie werden vielfach auch pastoraltheologisch beschrieben.²¹

Die hier vorgelegten Überlegungen gehen davon aus, dass diese Klage, so verständlich sie auf der Basis sowohl der tridentinischen wie der nachvatikanischen Priesterkonzepte ist, ein unvermeidliches Abschiedsphänomen darstellt. Es ist unvermeidlich, denn der Abschied vom Konzept »Überschaubarkeit« wäre notwendig, auch wenn durch Änderung der Zulassungsbedingung oder wegen anderer unvorhersehbarer Entwicklungen plötzlich wieder mehr

Priester in hoch entwickelten Bildungsgesellschaften mit reichen Aufstiegsmöglichkeiten jenseits des Klerikerstandes zur Verfügung stünden.

»Überschaubarkeit« ist eine typisch moderne Kategorie.²² Sie wird für die katholische Pastoralmacht zu Beginn der Neuzeit eine wichtige Größe. Das Konzil von Trient (1546–1563) ordnete die Pfarrseelsorge neu, »indem es ›Hirt und Herde‹ (Pfarrer und Pfarrei) in ein überschaubares Zueinander bringt.«²³ »Überschaubarkeit« ist eine zentrale Kategorie noch in der bis vor kurzem dominanten nachkonziliaren Gemeindeftheologie. Diese entsteht nicht zuletzt, um durch die Bildung verdichteter, überschaubarer Gemeinschaften unterhalb der Pfarrebene den in den Verstärkerprozessen des späten 19. Jahrhunderts einsetzenden innerkirchlichen Bindungsverlusten gegenzusteuern.²⁴

»Überschaubarkeit« ist eine typisch moderne Herrschaftskategorie. Michel Foucault hat in seinen subtilen Analysen von Benthams Panopticon²⁵ dessen Hauptwirkung als »Schaffung eines bewussten und permanenten Sichtbarkeitszustandes« beschrieben, »der das automatische Funktionieren der Macht sicherstellt.«²⁶ »Das Panopticon ... ist als ein verallgemeinerungsfähiges Funktionsmodell zu verstehen«, so Foucault, »das die Beziehungen der Macht zum Alltagsleben der Menschen definiert.«²⁷

Alles zu sehen ist ein Ziel der modernen Herrschaft. In der Unüberschaubarkeit der Postmoderne ist das freilich nur noch möglich, wenn man die Erde verlässt. »Überschaubarkeit« kann in den religiösen und anderen Unübersichtlichkeiten der Postmoderne nicht mehr nach dem Prinzip von Benthams Panopticon hergestellt werden, das die kleine Welt der gebauten Ordnung so zurichtete, dass sie von

einem Ort aus, also zentralperspektivisch, übersehbar war. Die aktuelle Realisation des Prinzips »Überschaubarkeit« ist ganz anders strukturiert. Das Global Positioning System (GPS) nimmt die große Welt der natürlichen Unordnung von außen und oben, fast gottgleich, in seinen multiperspektivisch ortenden Blick. Während also die Kirche die zentralperspektivische Überschaubarkeitslogik der frühen Moderne kopiert, hat die Postmoderne mittlerweile religiöse Überschaubarkeitskonzepte jenseits der vereinfachenden Zurichtungsstrategien der Moderne technologisch nachgebaut.

In der pastoralen Organisationsstruktur ist »Überschaubarkeit« charakteristisch für jene typisch moderne Koppelung von Sakramentalität und Macht, die gegenwärtig an ihr Ende kommt. Wir leben auch religiös längst in Zeiten der irreversiblen Unüberschaubarkeit, in Zeiten der religiösen Selbstbestimmung, in denen Nähe eher mit Anonymität und Flüchtigkeit gekoppelt ist denn mit Dauer und ständiger Beobachtung, gar permanentem Sein unter dem Blick des anderen. Man muss nicht überblicken, worin man ist, um erkennbar, erreichbar und ansprechbar zu sein. Man darf vielleicht gar nicht in der Position des zentralperspektivischen Allesüberblickers sein, um die Chance zu bekommen, angesprochen und gefragt zu werden.

Erkennbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit sind heute notwendige Kategorien einer Kirche, die, wie zu Recht gefordert, vor Ort präsent bleibt, sich aussetzt und anbietet. Pastorale Kompetenzvermutung muss kommuniziert werden, erkenn- und erreichbar sein, Überschaubarkeit von einem zentralen priesterlichen Ort aus braucht es dazu nicht.

VI.

Dass Priester immer weniger religiöse Macht über Laien²⁸ haben, ja sich das Machtverhältnis real fast umgekehrt hat, wird zusammen mit der Ausdifferenzierung, Professionalisierung und Entklerikalisierung der kirchlichen Ämter und Dienste von manchen Klerikern als Identitätsgefährdung ihres Priesterseins erlebt. Einige Initiativen der Kirchenleitung, vor allem Roms, laufen nun darauf hinaus, priesterliche Identität wieder durch die Einschärfung alter, vor-gemeindeftheologischer Distanz- und Privilegierungsregelungen gegenüber Laien zu stärken.²⁹ Diese Initiativen dürften kontraproduktiv gegenüber ihren eigenen Intentionen sein und damit schädlich zuletzt für die Priester selber.

Ekklesiologisch sind solche Versuche verhängnisvoll, denn sie definieren die Ämter und Dienste der Kirche gegeneinander, was die Einheit der Kirche gefährdet. Priester gibt es aber »nicht trotz, sondern wegen des Priestertums der Laien. Der Gottesdienst ist eine Veranstaltung der Kirche überhaupt. Alle, die zu ihr gehören, sind an ihm beteiligt. Nur in dieser Gesamtheit – d. h. an den Aufgaben, die er darin wahrnimmt – kann der Priester Identität entwickeln.«³⁰

Laien abwertende Initiativen zur priesterlichen Identitätssicherung sind aber auch organisationspsychologisch fatal. Denn sie senden eine höchst ambivalente Doppelbotschaft: Wer so gestärkt werden muss, ist offenkundig höchst gefährdet, wer diese rechtliche, ständisch denkende Unterstützung braucht, wird als schwach identifizierbar. Überhaupt: Wer durch Abwertung anderer sich behaupten muss, scheint schon verloren, geistlich wie politisch. Identität ist heute generell ein Prozess und keine statische

Größe. Wenn Identität bedeutet, eine Antwort auf die Frage zu haben »Wer bin ich?«, dann gilt für viele, wenn nicht für alle in unserer Gesellschaft, dass die Bedingungen, diese Frage beantworten zu können, also die Bedingungen der Identitätsbildung, sich fundamental geändert haben. Identitätsbildung ist von einer stabilen Ansammlung fester und dauerhafter innerer Besitzstände zu einem Dialogprozess ohne festgelegtes Drehbuch³¹ geworden, zu einem Prozess, der keine Anerkennungsgarantien mehr verspricht, wohl aber wirkliche Anerkennungserfahrungen, wenn man sich ihm stellt. Wer Identitätsprobleme als zu lösende Anormalität behandelt, macht sie unlösbar. Es kommt nicht darauf an, Identitätsprobleme zu vermeiden, sondern die Fähigkeiten zu erwerben, in ihnen zu bestehen.

Identitätsbildung ist zu einer lebenslangen Aufgabe geworden, der man sich nicht auf Dauer durch Übernahme vorgefertigter Identitätsrollen entziehen kann, zumal dann nicht, wenn es um so komplexe Berufsrollen wie jene des Priesters geht. Man verschärft nur das Problem, wenn man positive Identitätsbildung durch Diskriminierung anderer, etwa der Laien, generieren will. Das unterstützt nicht die Priester, sondern sendet Signale ihrer Schwächung und Gefährdung.

VII.

Dass es so etwas wie ein Weihepriestertum im Volk Gottes gibt, ist eine wirkliche Chance. Es ist die personale Institutionalisierung des Glaubens des Volkes Gottes an die größere Gnade Gottes. Es ist die feierliche Institutionalisierung des Glaubens, dass Gott sich den Menschen unwiderruflich und mit unkränkbarer Ausdauer zuwendet. »Wenn sich die Kirche insgesamt der Gnade Gottes ver-

dank«, so Ottmar Fuchs, »und damit seiner ›Diakonie‹ den Menschen gegenüber, dann darf es als Spezifikum des Weiheamtes angesehen werden, genau dieser Vorgegebenheit Wirkung und Gestaltung zu ermöglichen.«³² Es ist Aufgabe des Weiheamtes, »diese Vorgegebenheit der Liebe Gottes tatsächlich in den Strukturen der Kirche selber und in deren Leitung darzustellen.«³³

Das katholische Weihepriestertum kann sich nicht mehr länger von den Reaktionen auf die realen Erfahrungen, die das Volk Gottes mit ihm macht, abschirmen. Die Kirche muss sich endgültig so realisieren, dass dieser ihr Glaube in ihren Priestern und durch ihre Priester erfahrbar wird, als Praxis und segensreiche Realität.

Warum sollte das auch unter den gegenwärtigen, tatsächlich sehr neuen Bedingungen nicht möglich sein? Müsste nicht die priesterliche Hierarchie gerade auch in ihrem eigenen Transformationsprozess für das radikale Vertrauen auf die Gnade Gottes in und mit seiner Kirche stehen? Also für den von ihr und an ihr selbst gewagten Wandel? Ist das nicht ihre Aufgabe?

Damit wird die entscheidende Frage sichtbar: Wie kann das katholische Weihepriestertum seine unverzichtbare Aufgabe im Volk Gottes jenseits seiner bisherigen massiv macht- und sanktionsgestützten Form erfüllen? Wie kann das geschehen, konkret erfahrbar, praxisrelevant und tatsächlich als Gnade für ihre Träger, die Priester, wie für das übrige Volk Gottes?